

Lisa M. Louis

# OBSERVE

Sammelband



Die neue Welt  
und  
Die andere Seite

Observe

Die neue Welt

und

Die andere Seite

## **Observe - Die neue Welt**

Späte Ankunft

Begegnungen

Tests und Seitenstiche

Geheimnisse am See

Unliebsame Erkenntnisse

Ein kostbares Geschenk

Interview mit einem Fisch

Der Aufstand

Hochzeiten und andere Anlässe

Überfall mit Folgen

Gitter und Beton

Die Mission beginnt

Flucht

Die Rebellen

Die Kuppel soll fallen

Epilog

## **Observe - Die andere Seite**

Prolog

Freiheit

Moslava

Angriff um Mitternacht

Das Medaillon

Das Wiedersehen

Experimente

Das Candle-Light-Dinner

Die Beerdigung

Das kleine Mädchen

Eine Schlittenfahrt mit Geständnissen

Martin

Flucht in die Heimat

Zurück in der Heimat

Der Galgenhof

Kälte und Schnee

Eine alte Bekannte

Palastgeflüster

Die Hochzeit naht

Machtausch

Hochzeitspläne im Schnee

Überraschung zum Weihnachtstag

Der Hochzeitstag

\*\*\*Kimberley\*\*\*

\*\*\*Andrieu\*\*\*

\*\*\*Cloe\*\*\*

\*\*\*Kimberley\*\*\*

\*\*\*Andrieu\*\*\*

\*\*\*Martin\*\*\*

\*\*\*Kimberley\*\*\*

\*\*\*Cloe\*\*\*

\*\*\*Kimberley\*\*\*

\*\*\*Logan\*\*\*

\*\*\*Andrieu\*\*\*

\*\*\*Anni\*\*\*

\*\*\*Emur\*\*\*

Impressum

# **Observe - Die neue Welt**

Lisa M. Louis

# OBSERVE



Die neue Welt

Dystopie

## Späte Ankunft

Eine Wolke trägt mich davon. Ich gleite durch die Dunkelheit, leicht wie eine Feder. Aus der Ferne ertönen ein melodisches Summen und Piepen. Die Melodie endet abrupt. Das Kassettenband geht in ein stetiges Rauschen über. Es verbreitet sich, umgibt mich. Doch das Knacksen am Ende des Bandes bleibt aus.

Ich werde schwerer. Mit jeder Sekunde sinke ich. Bin ich etwa tot? Ich will mich umsehen, mich drehen; Ich kann es nicht. Ich bin gefangen!

Ein grelles Licht blendet mich. Das Licht ist so hell, dass es selbst mit geschlossenen Augen unangenehm ist. Bunte Flecken tanzen um den weißen Punkt vor mir. Ist das vielleicht der Himmel?

Ich drücke meine Lider so fest aufeinander, wie es mir möglich ist, um dem Schmerz des Scheins zu entgehen. Es ist nicht fest genug!

Das Rauschen verwandelt sich langsam in andere Geräusche, menschliche Laute, Gesprochenes.

Ich spitze die Ohren, möchte mich umdrehen, den Geräuschen folgen, doch es klappt nicht. Mein verdammter Körper will einfach nicht so wie ich.

Tief ein- und ausatmen. Entgegen all meinen Instinkten, versuche ich zu zwinkern und einen Blick in das Licht zu werfen.

Lediglich einen kleinen Spalt und nur für kurze Zeit schaffe ich es. In dieser Sekunde nehme ich die verschiedensten Bewegungen und Silhouetten um mich herum wahr.

Plötzlich verdunkelt sich das Licht über mir und ich spüre den Hauch warmen Atems meine Wangen streifen. Jemand hebt meinen linken Arm an und legt mir eine Blutdruckmanschette um. Dieses Gefühl kenne ich nur zu gut, mein Arm wird abgeschnürt.

Dann vernehme ich die Stimme einer Fremden: »Ihr Blutdruck ist gestiegen und stabil. Ich glaube, sie wacht auf.«

Ich registriere, wie sich die Stimme der Frau an mich wendet. Sie klingt melodisch und jung, so ruhig und liebevoll.

»Kannst du mich hören? Du bist vermutlich noch sehr benommen, aber wenn du wach bist, dann gib mir bitte ein Zeichen.«

Nun, wo mich das Licht nicht mehr so blendet, will ich nochmals die Augen öffnen. Aus dem runden Etwas vor mir formt sich langsam ein Kopf. Eine junge Frau lächelt mich an. Grau-grüne Augen blicken in meine braunen. Sie sieht nett aus, kleine Grübchen umspielen ihre Mundwinkel, aber es wirkt nicht ehrlich; es sieht so gestellt aus.

»Sie ist wach! Nummer 17 ist aufgewacht«, ruft sie den anderen Menschen aufgeregt zu.

Ich will meinen Kopf drehen und mich umsehen, den Geräuschen Körper geben. Es gelingt mir einfach nicht. Verdammt! Es ist, als läge ich in einer Zwangsjacke, man will sich bewegen, will frei sein, aber nichts gelingt.

Trotz allem ist mir klar, dass ich mich nicht mehr in einer Kapsel, sondern in einem Bett befinde. Der Raum ist ebenfalls ein anderer. Der Bunker U37 bestand aus kahlen, fensterlosen Betonwänden, dessen dunkle Eintönigkeit einem die Luft nehmen konnte. Ganz anders ist es hier. Dieser Raum wirkt durch das helle Weiß und das grelle Licht absolut steril und kühl. Um mich herum wirbeln lauter Menschen. Ich sehe ihre weißen Kittel an mir vorbeirauschen, höre das Rascheln verschiedenster Instrumente und das leise Rauschen und Piepen von Maschinen.

»Ich bin Jane, willkommen zurück. Nennst du mir bitte deinen Namen?« Die Frau blickt auf mich herab.

Ich will ihr antworten, aber mein Mund fühlt sich so ausgetrocknet an, dass er nichts weiter als ein fürchterliches Krächzen und Husten hervorbringt.

Jane bemerkt dies. Sie hebt meinen Kopf an und flößt mir Wasser ein. Die Flüssigkeit fließt meinen trockenen Rachen herunter und benetzt meine

Lippen. Herrlich! Langsam fühle ich mich wieder normal.

»Ich bin Kimberley«, krächze ich.

»Willkommen, Kimberley, willkommen.

Wenn du etwas brauchst, dann melde dich bitte. Du wirst dich in nächster Zeit sehr schummrig fühlen; wenn man bedenkt, wie lange du eingefroren warst, ist dies jedoch nicht verwunderlich.«

»Man sagte uns, dass die fünfundvierzig Tage ein paar Spuren hinterlassen würden, aber ich kann mich überhaupt nicht mehr bewegen«, flüstere ich heiser.

Jane schüttelt verwirrt den Kopf und legt ihn schräg. Aus dem Augenwinkel sehe ich, wie sie ihre Hände reibt, als ringe sie mit sich selbst. Ich schaue sie weiterhin fragend an. Endlich setzt sie zu einer Erklärung an, doch sie bringt keinen Ton heraus. Sie wirkt beinahe traurig.

Oh mein Gott, bestimmt bin ich querschnittsgelähmt. Vielleicht kann ich nie wieder laufen. Ich will mich bewegen, meine rechte Hand zur Faust ballen. Wieder nichts. Verdammt, verdammt, verdammt!

»Bin, bin ich gelähmt?« Ich schlucke schwer.

Jane lächelt, ihr Blick ist ganz weich, einfach herzlich.

»Nein Kimberley, das ist es nicht. Vielleicht ist es besser, du ruhst dich noch etwas aus, ehe ich dir alles erkläre.«

Jetzt bin ich verwirrt. »Wie ... wie meinen Sie das? Was müssen Sie erklären? Ich, ich verstehe nicht«, stottere ich und Jane reicht mir erneut etwas Wasser.

Sie atmet laut aus und wirkt noch nervöser, als ich es bin. »Es ist wohl etwas schiefgegangen, bei der Kryostase. Du warst keine fünfundvierzig Tage eingefroren, sondern vierhundertachtundsechzig ...«

»Was?«, unterbreche ich sie. »Aber, dann hab' ich ja ein ganzes Jahr verpasst.«

Jane beißt sich auf die Lippen. »Nicht Tage - Jahre...«

Noch während ich das Jahr errechne, wird mir schwindelig und ich schließe meine Augen. Es sind knapp fünfhundert Jahre vergangen. Sie sind alle tot. Alle!

Martin – Martin und Jeff. Ob sie es wenigstens geschafft haben? Ich traue mich kaum zu fragen. Tränen rinnen mir die Wangen herunter und meine Hände fangen stark zu zittern an. Mein Herz rast und ich merke, wie Jane mir eine Nadel in den Arm schiebt. Das Beruhigungsmittel wirkt so schnell, dass ich es nicht einmal schaffe, ihr noch diese letzte Frage zu stellen. Ich hoffe, sie wurden auch geweckt.

Obwohl ich weich liege, spüre ich den Lattenrost unter der Matratze, doch das stört mich nicht. Es zeigt mir, dass es ein richtiges Bett ist, keines dieser fahrbaren Klinikbetten mit Stahlrahmen.

Ich öffne die Lider. Durch den Vorhangspalt dringt trübes Morgenlicht auf mein Gesicht. Dieses Zimmer ist angenehmer, riecht jedoch etwas muffig, als wäre es lange nicht genutzt worden.

Die Fenster sind bereits gekippt und es weht eine feine, stetige Brise herein. Mit ausgestreckten Armen setze ich mich auf. Laut dem Wecker auf dem Nachttisch ist

es 7:45 Uhr am Morgen. Wahrscheinlich habe ich erneut einen Tag verschlafen, aber was macht das schon. Bei fast fünfhundert verpassten Jahren kommt es darauf auch nicht mehr an.

Ein letztes Mal gähne ich und stehe auf. Erst als ich schwanke, wird mir klar, dass ich mich wieder bewegen kann.

Genüsslich strecke ich mich in alle Richtungen. Ich muss aussehen, wie ein Hampelmann und kippe dann auch noch beinahe vornüber. Ich kralle mich in die Matratze hinter mir und ziehe mich zurück. Eine Weile bleibe ich auf dem Rücken liegen und starre die weiße glatte Decke an. Kim, rei dich zusammen!

Als ich mein Gleichgewicht weitestgehend wiederfinde, wanke ich zum Fenster hinüber und ziehe die schweren, grauen Vorhänge zur Seite, um die Sonnenstrahlen zu genießen. Ans Fensterbrett gelehnt, sehe ich mich im Raum um. Ein gemütliches Zimmer, mit einem schweren Echtholzkleiderschrank, einem dazu passenden Schreibtisch, einem gemütlichen Bett und einer

Kommode, wird mir geboten. Durch die große Fensterfront ist es trotz der dunklen Möbel schön hell.

Das ist doch alles wie in einem schlechten Film! Wahrscheinlich starren gerade tausende Augen auf mich. Man will uns testen, und das hier ist nichts weiter als ein Hotelzimmer. Man wird uns wohl kaum fünfhundert Jahre vergessen haben.

Mein Blick schweift aus dem Fenster. Bestimmt bin ich im Hotel vor dem neuen Kino. *Starlight In* oder so. Die Umgebung vor dem Fenster ist anders, als ich es gewohnt bin. Aber es ist eindeutig das Campusgelände, das weiß ich, das Grundgerüst ist noch das alte.

Ich erkenne nur wenige Züge wieder, alles wirkt fremd, doch ich fühle, das hier ist mein altes Zuhause. Und dennoch, dort sind so viele Gebäude, die gar nicht da sein dürften, die Luft riecht komisch, der Himmel ist trüber. Ich kann es kaum beschreiben. Mein Kopf sinkt gegen die kühle Fensterscheibe. Er pocht, jetzt

kriege ich auch noch Kopfschmerzen, na super...

Während ich hinaus starre, bewegt sich etwas hinter mir. Der Wind hat einen Zettel vom Schreibtisch geweht, der mir bisher nicht aufgefallen war. Ich fange ihn aus der Luft und betrachte ihn. Er ist mit Jane unterschrieben. Sie hat eine schöne Schrift, beinahe makellos.

*Liebe Kimberley,  
entschuldige bitte, dass ich dich gestern  
Nachmittag einfach ruhiggestellt habe.  
Deine Werte gerieten in einen kritischen  
Bereich und du warst kurz davor, einen  
Schock zu erleiden. Ich habe dich in dein  
vorläufiges Zimmer verlegen lassen, ich  
hoffe, dass du dich hier besser einleben  
kannst. Im Kleiderschrank hängt neue  
Kleidung für dich und im Bad dürfte alles  
liegen, was du brauchst. Sobald du dich  
bereit fühlst, würde ich dich gerne  
sprechen. Mein Büro ist den Gang rechts  
runter, Zimmer 407. Klopf einfach, dann  
erkläre ich dir unsere Welt.  
Bis später,*

## *Jane*

Ich gehe zum Kleiderschrank und betrachte meine neuen Klamotten. Sie sehen alle gleich schlicht aus, überwiegend graue, schwarze und blaue Farben. Ich schnappe mir eine blaue Hose mit einem dazu passenden Poloshirt und frischer Unterwäsche und verziehe mich ins Badezimmer.

Das Bad befindet sich hinter einer Tür gleich neben dem Zimmereingang. Es ist ziemlich klein, hat aber alles, was ich brauche.

Eigentlich fühle ich mich dreckig, unrein. Aber zum Duschen ist jetzt keine Zeit, ich möchte endlich mit Jane reden, um Antworten zu bekommen; also werde ich mich nur schnell waschen und umziehen. Mein weißes Nachthemd schmeiße ich in die Ecke. Es muffelt genauso wie ich.

Als ich in den Spiegel über dem Waschbecken blick, erkenne ich mich kaum. Das Gesicht ist schmaler und eingefallen. Ränder umrahmen meine einst strahlenden, braunen Augen. Jetzt

sind sie nur noch leer und kalt. Mutter sagte immer, dass die Augen die eigenen Gefühle widerspiegeln würden. Deswegen wüsste sie auch immer, wenn es mir mal schlecht ginge. Heute verstehe ich, was sie meint. Meine ganze Familie ist tot, wie könnten sie da noch strahlen?

Meine Familie ... Es kann einfach nicht wahr sein! Das will ich nicht glauben.

Ich klatsche mir kaltes Wasser ins Gesicht, wieder und wieder. Aber ich erwache nicht. Es ist kein verdammter Traum.

Die Frische tut gut, trotzdem wirke ich immer noch um Jahre älter, dabei ist für mich nur eine Nacht vergangen. Ich flechte mir meine Haare zu einem seitlichen Zopf zusammen, in der Hoffnung, meiner einstigen Jugend so etwas entgegen kommen zu können.

Als ich hinaus auf den weitläufigen Flur trete, bemerke ich, dass ich keinen Schlüssel für mein Zimmer habe. Was soll's. Ich besitze sowieso keine Wertgegenstände.

Jane sitzt auf einer dunkelroten Couch an der Seite ihres Büros und hält ein Buch in ihrer Hand. Als sie aufblickt, kann ich sie das erste Mal richtig betrachten. Sie scheint doch nicht so jung zu sein, wie ich sie gestern eingeschätzt hatte. Jetzt, so früh am Morgen, wirken ihre Haut fahler und ihre Augen älter, aber auch freundlicher. Graue Strähnen zieren ihr schwarzes, schulterlanges Haar.

Sie gibt mir einen Wink, mich neben sie zu setzen. Die Couch ist bequem. Ich wickle die Arme dicht um meine angezogenen Beine, während ich zum Fenster starre.

Vor dem Fenster steht ein großer, schwerer Schreibtisch, genauso einer stand früher in meinem Zimmer, stelle ich schmerzlich fest. Großvater hatte ihn einst für meinen Vater angefertigt, nach seinem Tod bekam ich ihn dann. Bei dem Gedanken an ihn muss ich mir einige stumme Tränen mit dem Ärmel abwischen. Aber bestimmt wird Jane mich jetzt aufklären, mir endlich sagen, dass

alles nur ein dummer Scherz war, den sich die Uni erlaubte...

Mit verschleiertem Blick schaue ich auf die Wand gegenüber; zwei große, dunkle Regale voller Bücher und Aktenordner zieren sie. Ich bin bereits dabei, mich zu erheben, um die goldenen und verschlungenen Titel der Buchrücken zu lesen, als Jane plötzlich aufsteht.

»Möchtest du auch etwas Tee?«

Ich halte in meiner Bewegung inne und lehne mich wieder zurück. Gefasst blicke ich in Janes unergründliche Augen und nicke ihr zu.

»Ich hoffe, du hast gut geschlafen. Wie fühlst du dich heute Morgen?«

Sie klingt freundlich, diesmal scheint ihr Lächeln mehr durchzudringen. Vielleicht war es der Stress gestern, der sie so angespannt wirken ließ.

Die Stärke in ihrer Stimme treibt meine Kopfschmerzen an. Ich fasse mir unweigerlich an die Schläfen und vergrabe meinen Kopf in den Händen. Betreten und entmutigt blicke ich zu Boden.

»Es ging mir schon besser«, nuschle ich mitleidig.

»Das kann ich mir vorstellen. Vielleicht solltest du heute Nachmittag mit einem unserer Psychologen reden. Das könnte dir gut tun. Vorher möchte ich dir aber noch einiges zu unserem Land sagen; es hat sich vieles verändert; die Welt, die du kennst, gibt es nicht mehr. Aber erzähle mir bitte erst von dir. Vieles konnte ich mir aus den gefundenen Daten zusammenreimen, jedoch nicht alles. Wie bist du in die Kryokapsel gekommen?«

Puh, das wird jetzt eine lange Geschichte

...

Ich berichte ihr von Professor Doktor Fletching, wie er an die Uni kam und uns von seinen Fortschritten in der Kryonik, dem Einfrieren von Zellen, erzählte.

Nachdem es seinen Forschern gelang, Tiere unbeschadet einzufrieren und später wieder aufzutauen, wollte er dies endlich an Menschen testen.

»Und du warst eine von ihnen?«, unterbricht mich Jane.

»Ja. Ich hatte mich, wie einige von uns, des Geldes wegen beworben. Wir waren so viele zu Beginn. Es war unsere Chance auf eine bessere Zukunft. Zu der Zeit lebten die meisten längst am Rande der Armut. Seit sich der Krieg mit Husania ausbreitete, wusste keiner, wie lange er sein Leben noch wie bisher weiterführen konnte«, erkläre ich ihr. »Ich hatte selbst meine Mutter mitzuversorgen und wusste kaum, wie ich mein Studium weiter finanzieren sollte.«

»Wie wurdet ihr ausgewählt?«

Diese Frage habe ich bereits erahnt und so oft, wie ich sie schon meinen Freunden erzählt habe, muss ich mich zurückhalten, um sie nicht in einem Zug herunterzurattern. Natürlich gelingt mir das nicht.

»Es gab einen Haufen Tests«, sage ich.

»Zuerst mussten wir nur einen einfachen Gesundheitstest bestehen. Es wurde uns Blut abgenommen und wir wurden an ein EKG angeschlossen, um die elektrischen Aktivitäten unserer Herzmuskelfasern zu prüfen. Im nächsten Schritt stand ein

Fitnessstest an. Dafür wurden wir auf ein Gelände des Militärs gebracht und sollten dort verschiedenste Kraft- und Ausdauerübungen absolvieren. Bei den Mädchen schnitt ich sogar am besten ab«, werfe ich stolz ein. Die waren nämlich verdammt anstrengend.

»Nach diesem Test gab es nur noch hundertfünfzig Teilnehmer. Später füllten wir einen Fragebogen aus und die, die danach noch nicht ausgemustert waren, zogen in das Universitätstestzentrum ein. Dort bekam ich mein eigenes Zimmer und ging regelmäßig zu psychologischen Gesprächen und Untersuchungen. Ich hatte auch verschiedene Reaktions- und Stresstests auszuführen. Der letzte war wirklich hart.« Beim Gedanken an diese Prüfung läuft es mir eiskalt den Rücken runter. »Wir bekamen ein Halluzinogen gespritzt und eine Illusionsbrille aufgesetzt, die uns in die verschiedensten Szenarien schickte und unsere Reaktionen maß. Danach blieben nur noch wir fünfundzwanzig übrig.«

Jane hört mir die ganze Zeit über aufmerksam zu und weist mich anschließend noch einmal auf den Tee vor uns hin, der beinahe kalt geworden ist. Dankend nehme ich ihre Geste an und schlürfe ihn durstig. In Gedanken versunken halte ich inne und blicke auf meine Vergangenheit zurück. Es ist alles so unwirklich. Jane macht keine Anzeichen, dass irgendetwas hier nicht real ist. Mit einem Schlag wird mir mein Verlust bewusst.

»Sie sind tot, sie sind alle tot. Niemand überlebt so lange«, flüstere ich vor mir her.

Jane springt erschrocken auf. Vor mir liegen die Scherben der weißen Porzellantasse, die ich gerade noch in den Händen hielt. Ohne es bemerkt zu haben, ließ ich sie fallen. Jetzt zittert mein ganzer Körper, während ich auf die Bücherwand gegenüber starre. Jane wischt hektisch die Teepfütze vom dunklen Parkettboden auf. Jedoch beachte ich sie kaum.

Mein Blick ist auf Jules Farmers *Bis zum Ende und zurück* gerichtet. Dass es hier steht, hier, in dieser Welt, all die Jahre überdauernd, haut mich um. Wie kann es überlebt haben und sonst niemand? Wie kann es dort stehen und draußen hat sich alles verändert?

Jane legt mir eine Decke über die Schultern und den Rücken. Sie ist warm und ich raffe sie näher an mich, ziehe die Beine dicht an den Körper und wiege mich vor und zurück. Das ist alles nicht echt!

Ich bin wieder elf Jahre alt, sitze auf dem Schoß meines Vaters, in einer ebenso warmen Decke wie diese eingekuschelt. Er liest mir die letzten Zeilen dieses wunderbaren Werkes vor. Ich bin traurig, ich will nicht, dass es zu Ende geht. Betrübt schaue ich in seine liebevollen, dunklen Augen. Er schlägt das Buch zu und legt es zur Seite. Ich springe auf und laufe vorne weg zur Tür. Ich will sie ihm versperren, damit er weiterliest. Immer weiter und weiter. Mamas Stimme hallt bereits durch den langen Flur und der

Duft einer köstlichen Kürbissuppe dringt in meine Nase ...

»Hast du Hunger? Unten ist eine Kantine. Wir können uns dort etwas holen und anschließend hier oben weiterreden«, reißt Jane mich aus der Erstarrung. Sie betrachtet besorgt mein Gesicht.

»Du siehst bleich aus«, bemerkt sie.

»Darf ich das haben?«, frage ich und zeige auf den Roman.

Als ich das Werk endlich in meinen Händen halte, lässt die Schockstarre langsam nach und weicht den Tränen. Ich schluchze laut auf. Dicke Tropfen laufen meine heißen Wangen herunter und fallen auf den weißen Einband des Buches. Instinktiv wische ich sie weg, ich will dieses kostbare Stück Erinnerung nicht beschmutzen.

Jane nimmt mir das Buch vorsichtig aus den zitterigen Händen und legt mir stattdessen ein Taschentuch hinein. Trompetend schnäuze ich hinein und greife erneut nach dem Buch, während ich die Tränen wegwische. Ich blicke Jane

an, wünsche mir, dass sie mich in den Arm nimmt, doch sie tut es nicht. Sie hält mir nur ein weiteres Tuch hin und fragt mich noch einmal, ob ich etwas essen möchte.

Mein Magen knurrt laut. Jetzt erst merke ich, wie hungrig mich das ganze Erzählen und Heulen gemacht haben.

Ich nicke und folge ihr stumm hinaus, das Buch fest an meinen Bauch gedrückt. Während wir nach unten laufen, zeigt sie mir verschiedene Gänge des Gebäudes und erklärt, wo ich den Psychologen, die Krankenzimmer und die Bibliothek finde. Das Gebäude muss riesig sein. Durch die hohen, mit Stuck verzierten Decken wirkt es anmutig und bedrückend zugleich.

Ich war noch nie in diesem Teil der Universität, wahrscheinlich gab es ihn vorher überhaupt nicht. Unsere Uni bestand bloß aus drei viereckigen Kästen, die wie ein U zueinanderstanden. Heute wirkt es eher wie ein riesiges Schloss, ein Irrgarten aus Gängen und Treppen.

Das Essen ist eintönig, noch langweiliger als ich es gewöhnt bin: Kartoffelpüree, etwas Gemüse und wenig Fleisch. Ich vermisse die Mahlzeiten bei meiner Mutter. Sie kochte mit so viel Liebe. Das hier schmeckt wie Chemie.

Beim Essen reden wir kaum, aber ich bekomme endlich die Gelegenheit, sie nach meinen Freunden Jeff und Martin zu fragen.

Jane zieht eine Liste aus ihrer Tasche, ich erkenne sie wieder: Es ist eine Kopie der eingeschweißten Teilnehmerliste, mit Name, Geburtsdatum, der Kapselnummer und irgendwelchen Blutwerten der Teilnehmer, die an der Tür der Kryohalle hing.

»Hmm«, murmelt Jane und ich befürchte keine allzu positive Antwort.

»Jeff Markson war die Nummer zwölf?«  
Ich nicke.

»Tut mir leid. Er hat das Auftauen nicht überlebt. Martin Hansens, Nummer 15; er war der Erste, den wir auftauen konnten.«

Unweigerlich huscht mir ein Lächeln über die Lippen, als ich seinen Namen höre. Martin hat es geschafft, er lebt und atmet und wird schon bald wieder lachend seine Runden mit mir ziehen. Und doch ist Jeffs Tod ein Shock für mich. Obwohl ich damit gerechnet hatte, kralle ich meine Nägel tief in den Einband meines neuen Erinnerungsschatzes, bis meine Finger schmerzen. Die Knöchel scheinen bereits weiß und bleich hervor. Es hilft mir, die Trauer und Wut zu unterdrücken.

Meine Hände beginnen zu zittern. Jeff ... Der starke, unerschütterliche Jeff. Für mich war er immer ein Kämpfer. Ein Ritter in der Gestalt eines jungen, bärtigen Mannes. Ich erinnere mich daran, wie wir gemeinsam Fußball auf dem Sportplatz hinter der Uni spielten, wie wir uns gegenseitig Filmzitate an den Kopf schmissen oder ich ihm beim Bogenschießen nach der Uni zu sah. Ihm hätte ich diesen Kampf, diese Reise viel eher zu getraut - viel eher als mir. Alle sind sie weg. Meine Familie, meine